Die Langsteiner.

Ein süddeutscher Roman von K. v. Perfall.

(7. Fortsetzung.)

Wenn die sittliche Entrüstung grade nicht passend erschien, gab man eine Notiz mit pikanter Ueberschrift und noch pikanterm Inhalte. Auf beides, auf die sittliche Entrüstung und auf die pikante Anekdote, wurde verzichtet, wenn die betreffenden Personen sich entschlossen, „die jedenfalls Aufsehen erregende Angelegenheit auf gütlichem Wege beizulegen."

Aber auch weniger pikante Verhältnisse, das Brot des Bäckers X., das Fleisch des Metzgers Y., die Preise des Magazins von N. N. u. s. w. wurden vom Volksblatte benutzt, „im bürgerlichen Interesse" die betreffenden Geschäftsleute zu verlästern oder Schweiggeld zu erheben.

Einige Zeit hindurch flößte das Blatt in diesen oder jenen Kreisen wirklich Schrecken ein und man zahlte lieber die geforderten, oft nicht unbeträchtlichen Summen, als sich einem öffentlichen Schimpfe auszusetzen. Nach einer Weile mehrten sich aber die Fälle, in welchen sich Personen lieber die gedruckten Schmähungen als die gewaltsame Besteuerung gefallen ließen, auch mit gerichtlichen Schritten drohten, wenigstens dem betreffenden „Vermittler" sehr unsanft die Thür wiesen. Obwohl Habicht einen Redacteur als Strohmann aufgestellt hatte und jedem, der sich direct an ihn als Eigenthümer wandte, sagte, er bedaure das „Mißverständniß" und werde die Sache untersuchen, allein die Verantwortung sei auf Seiten des Redacteurs, da er selbst sich um die Führung des Blattes nicht kümmere, so wurde ihm schließlich der Boden doch zu heiß und er benutzte eine zufällige Gelegenheit, das Blatt an einen Unternehmer zu verkaufen, der es im bisherigen Geiste fortführte.

Am selben Abend noch schrieb Ernst einen ausführlichen Brief an seinen Schwiegervater, in welchem er dringlich vor Habicht warnte.

Die Antwort des Brauers ließ nicht lange auf sich warten. Sie fiel ganz anders aus, als Ernst und auch Auguste erwartet hatten. Statt Dankbarkeit für die wohlmeinende Warnung waren darin die herbsten Schmähungen zu lesen. Es war u. a. in einer sehr unverblümten Weise ausgesprochen, dem Herrn Schwiegersohn stehe es besser an, zuzusehen, daß er mit eigenem Verdienste der schönen Mitgift seiner Frau ein Aequivalent biete, als sich schon jetzt im Anfange der Ehe so besorgt für die dereinstige Erbschaft zu zeigen. Das sei durchaus nicht poetisch und in seinen Verhältnissen nicht am Platze.

Schmerz und Zorn tobten in Ernst. Er dachte nicht daran, sich zu verwundern, wie der so gutmüthige Mann zu solchen Schmähungen käme. Er sah in dem Schwiegervater nur den übermüthigen Geldmenschen, der es mit seinen Thalern klimpernd wagen durfte, ihn, den Künstler, den thurmhoch über den Langsteiner Bierbrauer stehenden Geistesaristokraten, pöbelhaft zu beschimpfen.

Was schreibt denn der Vater? fragte endlich Auguste schüchtern, als Ernst den Brief zerknittert auf den Tisch warf.

Was wird er schreiben? entgegnete Ernst ungestüm. Hier lies das Machwerk des gebildeten Hopfensacks!

Ernst! rief Auguste erschrocken.

Ach was! fuhr dieser unwirsch fort. Soll ich mit zarten Rücksichten um mich werfen, Glacehandschuhe anziehen, wenn man mir mit dem Knittel kommt, mich mit echten Brauerfäusten anfaßt? Gegen die Dummheit kämpfen die Götter vergebens. Das hätte ich mir von vornherein merken sollen und den Herrn Schwiegervater an die Wand rennen lassen, wenn er es nicht anders wollte. Langsteiner Köpfe sind hart und können einen guten Stoß vertragen!

Ernst, wie sprichst du vom Vater! rief Auguste entsetzt, die Lectüre des Briefes unterbrechend.

Wie er's verdient, nicht anders! Das ist so der echte, gebildete Spießbürger! Rühr' ihm von ferne nur an den Geldsack, und statt der Bildung kommt die Lümmelei zum Vorschein!

Ernst, du bist erregt! sagte Auguste, den Brief, den sie gelesen hatte, beiseite legend.

Beruhige dich erst! Ich kann es nicht dulden, daß du so vom Vater sprichst!

Kannst du es also eher dulden, daß er mich in der gemeinsten Weise angreift?

Gewiß, der Vater hat zu hart geschrieben! Aber wir sind ihm Dank und Achtung schuldig!

Achtung! Ja wohl, wenn er mir die Achtung schenkt, die mir gehört! Das aber thut er eben nicht. Dank? Ich habe dich aus Liebe und nicht deines Geldes wegen geheirathet, und wenn du ein Vermögen brachtest, so brachte ich dafür meine Bildung, mein Talent, meine Zukunft, ich bot dir eine sociale Stellung, die dein Geld dir nie verschaffen konnte. Das schätzt dein Vater freilich nicht, denn er ist ja auch gebildet; hat auch eine sociale Stellung! Aber ich, ich rechne es hoch genug, um die Dankbarkeit nicht so weit zu treiben, daß ich mich beschimpfen, beleidigen lasse. Früher hat er es auch anders beurtheilt. Da war ich der Herr Vetter, mit dem er prahlte, war ich die willkommene Staffage, die ihn herausstrich. Jetzt will man mir dein Geld vorwerfen. Ein solches Benehmen verdient nicht Achtung und läßt den Dank verschwinden. Ich bin fertig mit deinem Vater und begreife nicht, wie du ihn in Schutz nehmen kannst!

Das thue ich auch nicht, obwohl —

Obwohl? Ich wüßte nichts, was ihn entschuldigen könnte!

Nun, ich meine nur, wir hätten uns doch besser nicht eingemischt. Der Vater ist ein kluger Geschäftsmann von je her gewesen —

Wenn er mit Brauern und seinesgleichen zu thun hatte! Wenn ihm einer mit vornehm klingenden Phrasen, mit einem Anstrich von Bildung imponirt, dann übergibt er sich ihm mit gebundenen Händen!

In Geschäften nicht! Und wenn er auch unrecht hat mit dieser Schreibart, so sollst du nicht über ihn schelten. Das ziemt sich einmal nicht. Dank sind wir ihm immer schuldig, denn was hätten wir ohne das, was ich von ihm bekam, so lange du nichts verkaufst?

Ernst fuhr zusammen und sah starr auf seine Frau. Dann sagte er mit gepreßter Stimme:

Kommst du damit, Auguste? Höre ich deines Vaters Tochter sprechen?

Mein Gott! rief Auguste. Was hast du denn? Ich sagte ja nur, wie es ist!

Wie es ist, oh! Du reibst es mir auch unter die Nase, daß es dein Geld ist, wovon wir leben, kannst es nicht erwarten, bis ich meinen Theil beibringe. Es reut dich die ungleiche Partie etwa gar!

Ernst! Um Gotteswillen, Ernst! rief Auguste angstvoll.

Ja wohl, fuhr dieser mit bebender Stimme fort, du bist eben auch aus dem Holze deines Vaters geschnitzt und meinst, ich soll mich wie einen Hund treten lassen, weil ich im Augenblicke nicht auf eine volle Geldtasche klopfen kann. Es thut mir leid für dich, daß es zu spät ist, daß du dich nicht mehr an einen dieser Geldwänste verschachern lassen kannst. Da brauchtest du dich dann nicht zu sorgen, bis die beiden Geldsäcke das Gleichgewicht haben.

Auguste stürzte laut schluchzend aus dem Zimmer.

Nach einer Weile suchte er seine Frau in der Küche auf, wo sie weinend an einem Tische saß. Er bat sie, sich selbst heftig anklagend, um Verzeihung.

Wie hast du mir das sagen können, Ernst? rief Auguste mit jammervollem Blick.

Ich war nicht bei Sinnen! Bei Gott, ich war es nicht! entschuldigte sich dieser.

Ich könnt's nicht nochmals hören, das Herz würde mir zerspringen! versicherte Auguste.

Nie, nie wieder! versprach Ernst. Und sie waren versöhnt. —

Es war einige Tage später.

Auguste war eben im Zimmer, als der Postbote eine Frachtsendung überbrachte.

Ernst wechselte jetzt ein wenig die Farbe.

Kommt wieder etwas zurück? fragte die junge Frau schüchtern.

Ja! antwortete er, einen halben Blick auf sie werfend.

Das ist aber schrecklich! seufzte Auguste.

Ernst erwiderte nichts, aber biß die Lippen fest zusammen und seine Hand ballte sich krampfhaft zur Faust.

Bei Tische sagte er plötzlich nach längerem Stillschweigen:

Ich möchte dich, um Conflicte zu vermeiden, dringend bitten, liebe Auguste, dich nicht in meine geschäftlichen Verhältnisse zu mischen.

Das habe ich ja noch nie gethan! erwiderte Auguste erstaunt.

Doch, doch! Es wäre mir eben erwünscht, wenn auch solche Ausdrücke des Bedauerns, wie heute Vormittag, beiseite blieben.

Aber es ist doch natürlich, daß ich mich interessire —

Gewiß! Aber diese Art des Interesses, liebes Kind, ist für mich peinlich. Sie wirkt entmuthigend, sie stimmt nervös. Darum möchte ich bitten —

Ich werde da, ich es weiß, gewiß nichts mehr sagen! fiel ihm jetzt Auguste mit fast weinerlicher Stimme ins Wort.

Er hatte ohne jeden zärtlichen Ton, mit trockener Bitterkeit gesprochen, daß es ihr recht weh that, ihn so unbegreiflich verändert zu finden.

In der nächsten Zeit sah sie sich bald gezwungen, über diese Unbegreiflichkeit näher nachzudenken und Gründe dafür aufzusuchen. Ernsts üble Laune, wie sie seinen Zustand anfangs bezeichnete, nahm von Tag zu Tag zu. Er konnte sich über jede Kleinigkeit ärgern. Sein Aerger aber zeigte sich nicht in Gestalt heftiger Zornausbrüche, sondern in der viel peinlichern Form nervöser Reizbarkeit.

In den heitern Stunden nannte er sie seine einzige Freude, seinen Engel und schwor ihr in den überschwenglichsten Ausdrücken, wie er sie liebe, um bald darauf ihr den schmerzlichen Vorwurf zu machen, sie quäle ihn, sie habe etwas an sich, was nervös mache.

Die Mutter schrieb ihr bald nach dem Briefe des Vaters an Ernst und verurtheilte dessen Einmischung in die finanziellen Angelegenheiten seiner Schwiegereltern noch viel derber als jener.

Ernst hatte ihr verboten, sich in seine geschäftlichen Angelegenheiten zu mischen, und sie wagte es nicht, dieses Verbot zu übertreten, denn die Erinnerung an den herben Ton, in welchem dasselbe ausgesprochen worden war, ließ sie vor einer vielleicht noch schmerzlicheren, verschärften Wiederholung desselben zurückbeben.

Da traf ihn ein Brief des Hoftheater-Intendanten.

Er hatte gleich nach jenem ersten Mißerfolge sich an die Ausarbeitung eines schon früher im Plane entworfenen Lustspielstoffes gemacht, dasselbe in einem Monat vollendet und mit dem Fatalismus der Verzweiflung eingereicht. Nun, nach zwei Monaten, schrieb der Intendant, das Stück gefalle ihm außerordentlich, namentlich die große Leichtigkeit, der zwanglose Witz des Dialogs zu rühmen. Ernst lächelte bitter, da er bedachte, unter welchen geistigen Qualen, mit welchem Angstschweiße der Muthlosigkeit jedes Wort geschrieben worden war. Er folgte der Einladung des Intendanten zu einer Besprechung, indem er sich sogleich in einen schwarzen Salonanzug kleidete und der dazu kommenden Gattin auf ihre Frage, was dieser Garderobenwechsel eigentlich bedeute, erwiderte:

Ich habe einen Gang zu machen!

Das mußte ihr genügen. Es genügte auch, um ihr, als er gegangen war, heiße Thränen zu entlocken.

Die Proben für das Lustspiel begannen. Ernst, der jeder derselben beiwohnte und sich noch in regen persönlichen Verkehr mit den Künstlern setzte, war viel außer Hause. Auch dort zeigte er sich viel beschäftigt, aber er war guter Laune. Wenn Auguste zur Unzeit etwas sprach, wurde er nicht mehr ärgerlich, sondern sagte ganz freundlich: Später Kindchen, später! Nach einer Weile kam er dann, streichelte ihr das Kinn und sagte: Jetzt, mein Schätzchen, stehe ich zur Verfügung! Er zog sie auf den Schoß, tändelte mit ihr, nannte sie „nettes Mäuschen", brachte ihr eine Orange oder Bonbons nach Hause; aber vergebens wartete sie auf ein rechtes Wort, das die schlimme Vergangenheit besprechen und sühnen sollte, auf einen Ton, der aus der vollen, tiefsten Männerseele käme, das Herz erschließen, zum Herzen sprechend, wie sich's in einer guten Ehe ziemt. Sie ließ ihn gewähren, lächelte wohl auch und antwortete auf seine Küsse. Er aber merkte nicht, daß die Zärtlichkeit in ihren Küssen mit Wehmuth gemischt war und daß sie kein reines Glück empfand.

Zweiter Band.

X.

Der Tag der Aufführung des Lustspiels war gekommen. Der Intendant hatte dem Dichter für sich und seine Frau Plätze in einer Parterreloge überweisen lassen, welche dicht neben der seinigen lag.

Erst führte Auguste in die Loge, sagte, sie nach dem ersten Acte aufzusuchen, und eilte auf die Bühne. In dem halb dunkeln Raume, der mit seiner niedern Decke und den dunkelroth tapezirten Seitenwänden, im Vergleiche zu den graziösen offenen Ranglogen, einen schwerfällig beengenden Eindruck machte, waren sechs Vorder- und vier Rückplätze. Auguste saß auf dem der Bühne nächststehenden Vorderplatze.

Als schon die Ouvertüre begonnen hatte, bei deren ersten Klängen sie erbebte und das Blut aus ihrem Gesichte weichen fühlte, öffnete sich die Logenthür geräuschvoll. Eine hochgewachsene Dame in einem rauschenden Seidenkleide trat ein. Ein schüchterner Blick ließ Auguste erkennen, daß die Eintretende jung und sehr schön war, namentlich fiel das reiche Haar durch seine weißblonde Farbe auf. Auch die Dame warf einen flüchtigen Blick auf Auguste und setzte sich dann geräuschvoll auf den Stuhl in der Mitte der Loge.

In kurzen Zwischenpausen öffnete sich die Thür wiederholt, ebenso geräuschvoll wie das erste Mal, und die Loge war bald vollzählig besetzt, mit Ausnahme des für Ernst bestimmten Stuhles neben Auguste. Auf den Vorderplätzen saßen Damen in schweren Roben, rückwärts hatten elegante Herren Platz genommen. Man sprach, lachte, sah mit den Operngläsern umher und machte Bemerkungen über einzelne durch dieselben beobachtete Personen. Auguste saß schüchtern in ihrer Ecke und, obwohl sie den Blick immer dem Orchester und dem Vorhange zuwandte, merkte sie doch zu ihrer Pein, daß sie beobachtet wurde. Jetzt sprachen die Herrschaften französisch. Sie hatte diese Sprache im Pensionat gelernt, das Meiste aus Mangel an Uebung vergessen, aber sie verstand doch, daß von ihr die Rede war. Man fragte in geringschätzig klingendem Tone, wer sie sei und wie sie hierher komme, kritisirte dann ihren Anzug, der ganz nett, doch kundigen Augen den Mangel an Geschmackroutine verrieth und keinesfalls den Vergleich mit den Anzügen der anderen Damen aushalten konnte. Dann spöttelte man über die Art, wie sie den Fächer hielt, und vor Allem war es die schöne Blondine, welche sich am meisten über sie belustigte. Sie fühlte, wie sie erröthete. Am liebsten wäre sie fortgegangen aus der Nähe dieser vornehmen Leute mit ihrer übermüthigen Ungezogenheit.

Da ging der Vorhang auf. Die Operngucker richteten sich einen Augenblick auf die Bühne, dann schweiften sie, wie vorher, suchend im Zuschauerraume umher. Es wurde, wenn auch etwas leise, weiter gesprochen und gelacht, und nur zur Hälfte beachtete man die Vorgänge auf der Scene. Niemand aber schenkte der jungen Frau weitere Beachtung, die mit zitterndem Athem, fliegenden Pulsen den Worten und Gebärden der Schauspieler folgte. Wer dachte daran, daß mitten in dieser vornehm parlirenden, medisirenden und sich dazwischen an dem Stücke amüsirenden Welt ein fühlendes Herz von den heftigsten Stürmen erschüttert wurde, daß die Komödie dort oben ein Hazardspiel war, bei welchem ein Leben, das Glück einer Ehe den Einsatz bildete, daß für die oben geringschätzig bekrittelte Frau der entscheidende Theil eines bewegten Dramas sich abspielte? Sie existirt nicht, in ihre Ecke bescheiden zurückgeschmiegt, um die Kleidung ihrer vornehmen Nachbarin nicht zu incommodiren, und während sie um ihr Höchstes, um ihre ganze Welt bange Sorge litt, kicherte, kokettirte es neben ihr und vor ihr im Parterre ergötzte man sich an dem geistreichen Lustspiele, dem lustigen Dinge, das einen neuen Himmel aufbauen, die letzte Hoffnung zertrümmern konnte. Der Vorhang fiel. Laute Bravorufe klangen an Augustens Ohr, daß ihr schwindelte und die Schläfe fiebernd pochten.

Sämmtliche Schauspieler traten unter den wieder geöffneten Vorhang und bedankten sich. Auf's Neue ertönte das Geräusch klatschender Hände, rufender Stimmen. Jetzt erschien unter dem geöffneten Vorhang, von einem Herrn und einer Dame geführt, ein junger Mann, der nicht mitgespielt hatte. Es war der Dichter, es war der Mann Derjenigen, die sich so bescheiden vor den vornehmen Damen in die Ecke gedrückt hatte und die jetzt von ihrem Stuhle aufsprang, über den vorgestreckten Fuß eines der Herren stolperte und weinend aus der Loge stürzte.

Auguste stand noch immer weinend im Hausflur, als Ernst mit hochgeröthetem Gesicht von der Bühne kam. Erstaunt fragte er sie:

Was hast du, Auguste?

Ach! antwortete sie, ihre Hände auf seine Schultern legend, ich konnte nicht mehr sitzen bleiben. Es hat mich überwältigt.

Er sah sie an. Ein leiser, flüchtiger Strahl, eine Ahnung war es jener unendlich süßen, in die Seele dringenden Blicke, die er ihr einst, in den Tagen des Glücks geschenkt hatte. Sie entging ihr nicht, diese kurze Sprache der Augen.

Wie glücklich bin ich! sagte sie mit seligem Lächeln, sich noch näher an ihn schmiegend.

Nur widerstrebend ging sie mit ihm in die Loge zurück. Was hatten die Leute da drinnen mit ihrem Glücke zu thun? Als man in dem an der Seite der Eintretenden den eben auf der Bühne erschienenen Dichter erkannte, malte sich Ueberraschung auf den Gesichtern.

Während er mit einer leisen Verneigung gegen seine Nachbarin Platz nahm, welche nun genöthigt war, ihre bisher bis an Augustens Platz hingebreitete Schleppe an sich zu nehmen, beugte sich die Blondine zu einem Herrn zurück, ihm einige Worte zuflüsternd. Dieser erhob sich sofort von seinem Sitze und zu Ernst hintretend, sagte er:

Mein Herr, es freut mich, in Ihnen den Dichter dieses reizenden Stückes kennen zu lernen und Ihnen gratuliren zu dürfen. Mein Name ist Graf Strohheim-Hengstenfeld ältere Linie.

Ernst bedankte sich höflich. Der liebenswürdige Graf knüpfte ein Gespräch an über die Arbeit, die so etwas machen mag „wie sich denken läßt", und ließ sich dann der „Frau Gemahlin vermuthlich?" vorstellen, welche sich schlicht verbeugte Hierauf sagte er:

Darf ich Sie vielleicht mit den Herrschaften hier bekannt machen? Interessiren sich alle lebhaft, den geistreichen Dichter kennen zu lernen.

Nun hörten Ernst und Auguste zwei Baroninnen und zwei Gräfinnen nennen, nebst zwei Grafen und einem Baron, ohne die Namen deutlich zu verstehen. Nur der Name der Blondine, Gräfin Liebenthal, war vollkommen verständlich gewesen. Diese wandte sich sofort unter die dazwischen sitzenden Damen hinwegsprechend an Ernst, mit übersprudelnder Lebendigkeit ihm gratulirend, wobei Worte wie „reizend", „allerliebst", „brillant", unerschöpflich aus dem schönen, etwas sinnlich geformten Munde kamen.

Als sich das erste Feuer der Begeisterung gelegt hatte, brach die Dame das Gespräch nicht ab. Sie erging sich dann vielmehr in einer näheren Besprechung des Stückes, der sich fast wie eine Kritik ausnahm und Ernst, welcher darin einigen Geist erkannte, zu Erklärungen, Entgegnungen veranlaßte, sodaß er sich bald in der lebhaftesten Unterhaltung mit der Gräfin befand. Diese regte ihn so sehr an, daß er der neben ihm sitzenden Gattin ganz vergaß. Auguste saß wieder, wie vorher, in ihre Ecke zurückgedrückt und gab sich alle Mühe, äußerlich nicht zu verrathen, wie sehr es sie schmerzte, daß der fremden Leuten gegenüber so beredte Ernst für sie kein Wörtchen hatte, in einem Augenblicke, wo doch die Lebensgefährtin, das eigene Weib, das meiste Anrecht an ihn hätte haben sollen. Der kurze Lichtblick war wieder verschwunden. Sie war ihm nichts, gar nichts mehr als ein Spielzeug müßiger Stunden, und die Empfindungen des Glückes, der Freude über den Erfolg goß er vor fremden Ohren aus, das eigene Weib nicht würdigend, die mitfühlende Genossin seiner gesegneten Stunde zu sein. Gesegnet! Die finstere Ahnung, sie trat immer deutlicher vor ihre Seele, daß statt Segen noch weiterer, größerer Unsegen ihr aus diesem Tage des Erfolges erwachsen würde.

Als die Glocke das Zeichen zum Beginne des zweiten Aktes gab, erhob sich Ernst. Er drückte lebhaft die Hand der Gräfin, welche ihm diese, sich graziös zurückbiegend, hinter ihren Stuhl reichte, und sagte dann zu seiner Frau:

Ich werde auf der Bühne bleiben bis zum Schlusse und dich dann abholen. Du bist ja hier ganz gut aufgehoben.

Damit ging er.

Die Herrschaften in der Loge verfolgten jetzt den Verlauf der Vorgänge auf der Bühne aufmerksamer als vorher. Am Schlusse des Actes wurde Ernst zweimal gerufen. Sein Blick glitt deutlich nach der Loge hinüber. Galt er Augusten? Sie wußte es nicht. Wenn es so war, that er es zum Scheine der andern Insassen der Loge wegen, um die Meinung nicht aufkommen zu lassen, er sei kein zärtlicher Gatte. Dies dachte sie; denn alles, das heitere Lachen des Publikums während des Actes, der laute Beifall, Ernsts Erscheinen unter den Schauspielern, alles war für sie ein Stich in's Herz, der Abend der trübste ihres Lebens, die Komödie der erste Act ihres Trauerspiels.

Jetzt hörte sie die Stimme der blonden Gräfin:

Das ist ein freudiger Abend für Sie, Frau von Sturm!

Gewiß, antwortete Auguste, sich zu der Sprecherin wendend. Sie gab sich alle Mühe, recht freundlich auszusehen, und dachte dabei, daß die Gräfin sie wohl Frau „von" titulirt habe, weil die Frau Sturm geradewegs nicht gut genug wäre von ihr ausgesprochen zu werden.

Wie lange sind Sie schon verheirathet? fragte jetzt mit herablassender Freundlichkeit ihre unmittelbare Nachbarin, welche zwischen ihr und der blonden Gräfin saß.

Sieben Monate, antwortete Auguste.

Allerliebst! rief die Dame aus, sich gegen die Gräfin wendend, und Beide betrachteten sie dann mit Blicken, vor denen sie halb verlegen, halb unmuthig erröthete.

Sie sind nicht von hier? fragte dann die Gräfin wieder.

Nein! Ich bin von Langstein.

Langstein? Wo ist das?

Ein kleines Städtchen, fünf Stunden mit der Bahn von hier.

Da ist Ihr Vater wohl angestellt?

Nein! Mein Vater ist ein Brauereibesitzer.

So!

Damit endete das Gespräch. Die beiden Damen sprachen im Flüsterton zu einander. Von rückwärts, wo die Herren saßen, glaubte Auguste ein unterdrücktes Lachen zu hören. Sie sah mechanisch den Musikern zu, wie sie die Zwischenactsmusik spielten.

Der Erfolg des Stückes war ein unbestritten durchschlagender. Ernst kam in die Loge, Auguste abzuholen, nachdem er sich dreimal dem Publikum gezeigt hatte. Galant legte er ihr den Kapuzenmantel um und bot ihr den Arm. Die Gräfin, welche, ihre schöne Gestalt in einen eleganten, mit Pelz besetzten Burnus gehüllt, sich eben anschickte, die Loge zu verlassen, gratulirte ihm nochmals mit einem Händedruck und sagte, ihre Wohnung nennend: Es würde mich freuen, Sie einmal bei mir zu sehen. Sie finden in meinem Salon angenehme Bekanntschaften, denn die ersten Männer unserer Stadt machen mir die Freude ihres Besuches. Sie sind also nicht bloß unter uns armen Weltmenschen, sondern Sie finden Geistesgenossen, die Ihrer würdig sind!

Ob ich würdig bin, in einen so auserlesenen Kreis zu treten, das ist die Frage! antwortete Ernst, sich tief verneigend.

Mehr als das! Sie sollen eine Zierde meiner kleinen Geselligkeit werden, wenn Sie wollen! Das Frauchen nehmen Sie natürlich mit! Es wäre grausam, ein so junges Pärchen für ganze Abende zu trennen.

Guten Abend! sagte sie dann, Auguste zunickend, in jenem Tone der Freundlichkeit, den man Kindern oder in der Sommerfrische den „Grüß' Gott" sagenden Landleuten gewährt.

Einige Tage darauf machten sie zusammen Besuch bei der Gräfin Liebenthal. Sie wurden sehr freundlich aufgenommen und Ernst lobte auf dem Heimwege Auguste, daß sie sich so trefflich in ihre Rolle geschickt habe. Der Besuch wurde baldigst durch eine Einladung zu einer Tasse Thee erwidert.

Hast du denn eine passende Toilette? fragte Ernst seine Frau.

Ich habe sie, diesen Fall voraussehend, schon bei einer Schneiderin bestellt, die mir im Magazin empfohlen wurde, wo ich das Negligee kaufte, war die Antwort.

Die Toilette kam rechtzeitig. Ernst, der sie musterte, war befriedigt. Als aber am Abend Auguste, von einem Haarkünstler kunstgerecht frisirt, in derselben ihm entgegentrat, und jetzt erst der die Gestalt vortheilhaft hier hervorhebende, dort markirende Schnitt der Robe und die reiche, geschmackvolle Anordnung der verzierenden Nebensächlichkeiten zur vollen Geltung kam, war er so entzückt, daß er seine Frau innig umarmte und küßte.

Die Begrüßung und die Vorstellung bei den zahlreichen Gästen ging glücklich vorüber. Ernst wurde von allen Seiten wegen seines Stückes belobt und beglückwünscht und fand sich, dadurch ermuthigt, rasch auf dem neuen Boden heimisch. Man sagte ihm Schmeicheleien über sein allerliebstes Frauchen und er hörte, wie diese gefragt wurde, wo sie ihre geschmackvolle Robe habe anfertigen lassen. Dennoch sagte er im Laufe des Abends zu derselben: Du hättest deine Toilette anders machen lassen sollen. Keine von den jüngeren Damen hier trägt sie so.

Dies war richtig. Außer Augusten trugen nur die wenigen anwesenden älteren Damen vollkommen geschlossene Kleider. Die übrigen waren zwar dem Charakter der Soiree entsprechend nicht im Ballcostüm, doch waren ihre Kleider wenigstens vorn ausgeschnitten, auch unterschieden sie sich durch eine stärkere Betonung der herrschenden Mode. Auguste antwortete nichts auf diesen Tadel ihres Gatten. Aber sie erschrak über das darin enthaltene Verlangen, nachzuahmen was sie hier sah. Die Langsteiner Bürgerstochter war unwillkürlich erröthet, als sie bei der Begrüßung bemerkte, mit welcher Freiheit die Gräfin ihre classische Büste unter einem viereckigen Ausschnitt den Blicken preisgab, und sie hatte ähnliches alsbald bei andern Damen bemerkt. Fast noch mehr nahm ihre naive kleinstädtische Meinung von guter Sitte Anstoß daran, wie weit die Damen die Vorschrift der Mode, enge Kleider zu tragen, trieben, daß sie kaum die Füße zu richtigen Ausschreitungen bewegen konnten und jede Linie unter den schmiegsamen Stoffen hervortrat, daß der verhüllende Zweck der Kleidung eine Ironie, eine schlecht gespielte Heuchelei wurde. Das Verlangen des Gatten, eben so vor einer Versammlung von Männern zu erscheinen, dünkte ihr eine Ungeheuerlichkeit, eine beleidigende Zumuthung. Aber sie schwieg. Sie wußte, daß sie sich auch darüber eher hinwegsetzen würde, als seinem ernstlichen Verlangen zu widersprechen und seinen Unwillen zu reizen. Es waren ja vornehme, hochgebildete Leute, die dies thaten, und wenn er verlangte, sie solle diesen gleich sein, würden ihm viele, alle, die hier versammelt waren, recht geben. Daß es ihr widerstrebte, daß sie in einer solchen Toilette sich geschämt hätte, war eine kleinstädtische Thorheit, weiter nichts. Wenn diese nicht berücksichtigt wurde, wenn Ernst sich darüber ärgerte, ihr vorwarf, sie passe nicht zu ihm, sie hätte einen Spießbürger heirathen sollen, konnte sie sich nicht beklagen. Sie war selbst daran schuld.

XI.

Die erste Soiree war glücklich vorüber. Ernst war mit dem Debut seiner Frau und noch mehr mit dem seinigen wohl zufrieden. Er hatte die angenehmsten Bekanntschaften gemacht, in die ausgezeichnetsten Salons war ihm der Eintritt geöffnet und die einflußreichsten Persönlichkeiten hatten ihn aufgefordert, mit ihnen in näheren Verkehr zu treten. Sogar für seinen Beruf hatte er werthvolle Anknüpfungen gefunden, denn mehrere literarische Berühmtheiten, denen er bisher achtungsvoll ferngestanden war, hatten ihm Versprechungen gemacht, seinem schönen Talente Bahn zu brechen. Die zufällige Bekanntschaft mit der Gräfin Liebenthal war wirklich ein unschätzbares Glück. Es bildete den Wendepunkt seines Lebens, es öffnete ihm das Paradies der Zukunft, denn ihren Salon betreten hieß fast eben so viel, als der Erfolg eines Theaterstückes, es war mehr als die beste Kritik und bewirkte mit einem Schlage, wozu sonst Jahre lange Arbeit gehört hätte.

Der Erfolg des Stückes hatte einen Verleger veranlaßt, jenen Roman zu übernehmen und die günstigsten Bedingungen zu gewähren; auswärtige Bühnen bewarben sich schnell um das Aufführungsrecht des glänzend erprobten Lustspiels. Das spornte seine Arbeitskraft, und während er mit vertrauensvollem Eifer sich in neue Schöpfungen vertiefte, hatte er immer weniger Zeit, sich mit seiner Frau zu befassen. In den Mußestunden zogen ihn die Herrenbekanntschaften ab, die er gemacht hatte und eifrig pflegte. Er ließ Auguste jetzt oft auch des Abends allein, um im „Symposion", der Stammkneipe der Gelehrten und Künstler, sich zu amüsiren, oder, wie er sagte, einflußreiche Connexionen zu gewinnen. Es blieben also nur zeitweilige Viertelstündchen übrig, in denen er sich vorübergehend ihrer erinnerte und in seiner Weise den liebenswürdigen Gatten spielte. Aber auch diese wurden immer seltener und immer häufiger zeigte sich dafür in seinem Benehmen, wenn er gar nichts anderes wußte, als sich mit ihr zu beschäftigen, etwas wie Langeweile. Je öfter sie in gesellige Kreise gezogen wurden, ein desto unbehaglicheres Gepräge nahm diese Langweile an. Ihrem Geplauder, ihren Zärtlichkeiten antwortete er jetzt selten mit jener Art müder Duldsamkeit, mit welcher man etwas hinnimmt, was man nicht wohl abschlagen kann, durch das man sich aber unangenehm verbunden fühlt. Es war klar. Auch das neue Recept, das er selbst gegeben hatte, seine Liebe wieder zu erwecken, verfing nicht mehr. Im Gegentheil berührte ihn ihre jetzige Art mehr und mehr unangenehm. Es lag etwas darin, was ihm mißfiel. Es fehlte der feine, narkotische Duft, die pikante Grazie und es drängte sich ihm ein häßlicher Vergleich auf, vor dem er selbst erschrak, denn es handelte sich um seine Frau. Dabei aber, man mochte die Sache drehen und wenden wie man wollte, sie war nicht anzuklagen, sie paßte aber nicht für ihn, im Glücke noch weniger als zur Zeit des Mißgeschicks. In den Gesellschaften spielte sie eine klägliche Rolle. Zwar sagten ihr die Herren zuweilen schöne Dinge, aber das waren Bonbons, die man so verschenkt, ohne damit etwas besonderes thun zu wollen. Sie konnte nicht an der geistreichen Unterhaltung theilnehmen, sie besaß nicht einmal das Talent, ihre Mängel unter einer gewissen naiven Natürlichkeit zu verbergen, die immer gefällt und nachsichtig stimmt. Er konnte sie nicht zu Hause lassen, wenn er nicht geradewegs eingestehen wollte, daß er mit seiner Heirath eine Thorheit begangen habe. So mußte er, während er selbst immer mehr an Ansehen gewann, in jeder Gesellschaft eine Blamage durch seine Frau fürchten. Einmal, als eine Frau von ihrem „Liebling Dante" sprach, hatte sie gefragt: Ist Ihre Tante also Schriftstellerin? Er suchte es auf ein Mißverständniß zu drehen, aber man lächelte doch über die Frau des Schriftstellers, die von Dante nichts wußte. Auf dem Heimwege hatte er ihr so gelinde als möglich gesagt, sie möge lieber schweigen als sich lächerlich machen. Darauf weinte sie und hörte nicht auf zu weinen, obwohl ihm in seiner jetzigen Stimmung nichts langweiliger war als Thränen.

Indessen war die Saison so weit vorgeschritten, daß sich alles zur Abreise in die Sommerfrischen rüstete. Auch Ernst war durch das Erträgniß seines Stückes und seines Romanes in die Lage gesetzt, diesem Pflichtgebote der Noblesse nachkommen zu können. Von der Gräfin Liebenthal angeregt, wählte er dazu den fashionabelsten Sommeraufenthalt im Hochgebirge, wohin diese selbst sowie mehrere andere seiner neuen Bekannten aus der „guten Gesellschaft" alljährlich zu gehen pflegten, und theilte diesen Entschluß Augusten mit dem Bemerken mit, daß sie für einen entsprechenden Anzug Sorge treffen möge. Diese wäre am liebsten zu den Ihrigen nach Langstein gegangen. Davon konnte nun zwar infolge jenes Briefes des Vaters, der immer noch nicht gut gemacht war, keine Rede sein. Sie hätte es daher ganz zufrieden aufgenommen, wenn er irgend eine der kleinen Sommerfrischen in nächster Nähe der Residenz vorgeschlagen hätte, wohin sich der besser gestellte Mittelstand zu begeben pflegte.

Sie empfand aber jetzt nicht nur einen großen Widerwillen, neuerdings in der ihr so unbehaglichen vornehmen Gesellschaft leben zu müssen, sondern sie wußte schon vom Hörensagen, wie kostspielig der Aufenthalt an jenem Orte sei, welchen nur die haute volee und haute finance zu frequentiren pflegte. Da nun Ernst noch dazu von ihr eine mit den übrigen Damen wetteifernde Kleidung beanspruchte, fragte sie sich ernstlich, wohin bei ihren immerhin bemessenen Mitteln ein derartiger Aufwand führen sollte. Davon aber mit ihm zu sprechen, hätte sie niemals wagen können, und sie fügte sich daher stillschweigend in seinen Willen. Sie benachrichtigte ihre Mutter davon, und zwar in folgendem Wortlaute:

„Wir gehen in 14 Tagen nach Warmbrunn. Die Gräfin Liebenthal, bei welcher Ernst so sehr in Gunst steht, hat ihm den Ort angerathen. Sie und noch mehrere kommen auch hin, sodaß wir viele Bekannte treffen."

Die Brauerin hatte auf einen frühern Brief, in welchem Auguste den Erfolg des Lustspiels mittheilte, sehr lakonisch geantwortet, es sei höchste Zeit gewesen, daß der Herr Schwiegersohn einmal selbst etwas verdiene.

Auf diesen Brief antwortete sie:

„Ihr müßt zwar sehr viel übriges Geld haben, denn, wie mir Herr Habicht gesagt hat, ist Warmbrunn ganz gehörig theuer und sind nur Grafen und Barone dort, aber das geht mich nichts an, denn ich bezahle es nicht. Nur eins möchte ich sagen und Dich aufmerksam machen, daß Du die Augen aufmachst; daß Dein Mann grade dahin geht, wohin die Frau Gräfin geht, finde ich sonderbar, aber Du schreibst selbst, daß er so in Gunst steht bei ihr, und da meine ich, Du könntest gut thun, wenn Du auf ihn schaust. Wenn ich mich irre, um so besser, aber so vornehme Damen, die keine Männer haben, und Du hast früher geschrieben, daß sie Wittwe ist, haben oft ganz curiose Begriffe, und wenn der Herr Schwiegersohn so vornehm geworden ist, könnte er am Ende es auch vornehmer finden, dieser Frau Gräfin (habe den Namen vergessen) ihre Gunst höher anzuschlagen als Deine Liebe. Wenn Du was merkst, rathe ich Dir, als erfahrene Frau und gute Mutter, gleich mit Feuer und Schwert dareinfahren und den Herrn Ernst, wenns sein kann auch der Frau Gräfin, den Standpunkt klar machen, was eine Frau ist, die sich nicht zum Narren halten läßt, womit ich verbleibe Deine Dich grüßende Mutter."

Nie hätte sie bisher etwas wie Eifersucht empfunden. Sie sah ihr Unglück darin, daß Ernst sie nicht schätze, den wirklichen Werth ihrer Liebe mißachtend, in ihr nur das sinnlich fesselnde Weib kannte, dessen seelische Eigenschaften ihm zu bescheiden waren. Die Bekanntschaft der Gräfin hatte seinem Selbstbewußtsein neue Nahrung zugeführt, in diese Kreise versetzt, erschien sie nichtssagend, unbeholfen, sie spielte eine schlechte Rolle, und dies mußte ihn noch mehr in der Ansicht bestärken, sie sei zu unbedeutend für ihn, und endlich sein Herz so sehr abkühlen, daß selbst ihre äußere Erscheinung, obwohl sie als Frau sich wesentlich verschönert hatte, die Anziehungskraft verlor.

So hatte sie bisher gedacht. Jetzt war ihr eine neue Offenbarung geworden, und als sie diesen Gedanken einige Tage mit sich umhergetragen hatte, loderten die Flammen der Eifersucht mit gefräßiger Gier in ihrem Innern. Jene Macht über den Gatten war ihr längst genommen, welche einen offenen Ausbruch der Eifersucht gestattet hätte, und sie verbarg daher sorgfältig, was an ihr zehrte. Nur die Augen behielt sie offen und sie war entschlossen, sich an seine Fersen zu heften, ihn zu beobachten mit dem Eifer eines geheimen Agenten, der mit hartnäckiger Geduld den Spuren des Verdächtigen folgt, bis — — bis wann?

Acht Tage darauf trat Ernst mit seiner Frau die kurze Reise an. In Warmbrunn stiegen sie im Hotel de l'Europe, dem ersten Gasthofe, ab, und Ernst bestellte gleich beim Eintritt Quartier und Pension für einen Monat. Es waren billigere Gasthöfe und viele Privatwohnungen zu haben gewesen. Auguste sagte nichts. Ernst wußte dies ja ohnehin. Aber die Gräfin wohnte im Hotel de l'Europe. An der Table d'hote fand das Wiedersehen statt. Es war nicht überschwenglich keine Spur von Verliebtheit war darin zu bemerken, aber der Ton war ein sehr vertraulicher. Da sind Sie ja! Das ist prächtig! rief die Gräfin und drückte und schüttelte Ernsts Hand. Dieser fand, daß seine Gönnerin bereits viel blühender aussah, was nach Augustens Meinung nur in der Einbildung zu bemerken war.

Eines Tages blieb die Gräfin ausnahmsweise nicht beim Kaffee sitzen. Als sie den Speisesaal verlassen hatte, sagte einer der anwesenden jüngern Herren:

Eine reizende Frau!

Am reizendsten, wenn sie geht! sagte darauf ein Herr von Blumenitz jetzt trocken.

Was hat denn die arme Gräfin verbrochen, daß Sie so böse auf sie sind? fragte Ernst spöttisch.

Um auf sie böse zu sein, antwortete Blumenitz, ist mir die Frau Gräfin zu gleichgiltig. Aber ich finde es grade von einer schönen Frau geschmacklos, wenn sie, wie gewisse Hausirer ihre Waaren, ihre geistigen Reize einem aufdrängt. Sie hat ja der körperlichen genug, damit ihren Zweck zu erreichen, warum geht sie noch mit ihrem Geiste schnorren?

Ihnen drängt sich doch die Frau Gräfin nicht auf? sagte Ernst, mühsam seinen Unwillen bekampfend, als er sah, daß die Worte des alten Herrn mit Heiterkeit aufgenommen wurden.

Glauben Sie vielleicht, weil sie nur mit Ihnen spricht, kokettirt sie nur mit Ihnen? antwortete Blumenitz.

Zum Kokettiren ist die Gräfin zu vornehm und keinesfalls kokettirt sie mit Ihnen, entgegnete Ernst heftig.

Warum denn nicht? Weil ich alt bin? Ich sage Ihnen, sie kokettirt mit jedem. Das finde ich, wie gesagt, geschmacklos, aber es ist noch das beste. Wäre es nicht so, würde ich nicht überzeugt sein, daß Sie nur das Instrument sind, auf dem sie uns allen was vorspielt, dann würde ich etwas anderes über sie sagen!

Blumenitz hatte plötzlich sehr ernsthaft und nachdrucksvoll gesprochen. Ernst schwieg, und als er gleich darauf sich mit Auguste entfernte, sagte er:

Ich weiß nicht, was du an diesem Blumenitz finden kannst!

Ich bin ihm dankbar! antwortete Auguste ruhig. Er erinnert mich daran, daß ich auch noch existire, was andere Leute vergessen!

Nun, meinetwegen! antwortete Ernst. Ich habe nichts gegen diese Freundschaft, wenn nur ich nicht der Dritte im Bunde sein muß!

Leider kann ich nicht dasselbe sagen! entgegnete Auguste ebenso ruhig wie vorher. Ich würde wünschen in einem andern Bunde wenigstens den Schein des Dritten zu haben, nicht meinetwegen, sondern nur der andern Leute, des Anstandes wegen!

Ernst sah sie überrascht von der Seite an.

Möchtest du dich vielleicht deutlicher ausdrücken? sagte er scharf.

O ja, wenn du willst! Ich fände es passend, wenn du bemerken wolltest, daß noch andere Gäste als die Gräfin Liebenthal im Hotel de l'Europe sind! antwortete Auguste.

Er sagte nichts darauf.

Des andern Tages sprach er bei der Table d'hote mehr mit seiner Frau und den andern Gästen, als mit der Gräfin. Es war aber nur für diesen einen Tag.

Eines Abends nach der Rückkehr von einem Ausfluge, bei welchem man sich länger als sonst verhalten hatte, sagte Ernst zu Auguste, während die letztere ihre Toilette für das Souper ordnete: Ich will einstweilen ins Lesezimmer gehen, hole mich dort ab! und entfernte sich rasch. Er hatte das Zimmer schon verlassen, als sich bei Auguste ein Verdacht regte, warum er wenige Minuten, ehe auf der Veranda gespeist wurde, noch ins Lesezimmer wollte. Mit nervöser Eilfertigkeit kleidete sie sich an. Aber grade ihre Ungeduld bewirkte, daß bald ein Häkchen riß, bald ein Band unrichtig gebunden war und so eine Verzögerung entstand. Endlich eilte sie mit klopfendem Herzen die Treppe hinab, schritt hastig durch den Speisesaal ins Lesezimmer und fand in demselben niemand als Herrn v Blumenitz.

Was suchen Sie? fragte dieser sich erhebend. Ihre Aufregung entging ihm nicht.

Ist mein Mann nicht hier? fragte diese jetzt mit zitternder Stimme.

Ich habe ihn nicht gesehen! Er wird vielleicht schon auf der Veranda sein!

Ich glaube auch! stieß Auguste mit heiserer Stimme hervor und wollte sich entfernen.

Ich werde Sie begleiten! sagte Herr v. Blumenitz, sich ihr nähernd.

Lassen Sie sich nicht stören! entgegnete Auguste im Weitergehen.

(Fortsetzung folgt.)

— Skat für Alleinreisende. Man fährt aus der Haut, setzt sich daneben und holt 'nen Strohmann, dann Skat zu Dreien fertig.

Seltsames Millionärsgrab.

Der Leichnam eines Millionenmenschen wird gewöhnlich in einen kostbaren Sarg gebracht und unter großartigem Gepränge in einem prachtvollen Mausoleum beigesetzt. Doch giebt es auch Ausnahmen von dieser Regel, und eine der merkwürdigsten ist jedenfalls die nachfolgende, welche unlängst an den Tag gekommen ist.

Vor 17 Jahren starb auf dem atlantischen Ocean der Chicagoer Millionär Walter L. Newberry, welcher unter Anderem dadurch bekannt wurde, daß er seiner Heimathstadt $2,500,000 behufs Gründung einer öffentlichen Bibliothek vermachte. Alle Welt, ausgenommen zwei oder drei Personen, glaubte bisher, daß seine „sterblichen Ueberreste" irgendwo auf dem Meeresgrunde schlummerten. Neuerdings erfährt man aber, daß die Leiche die ganze Zeit über incognito auf dem „Graceland Cemetery" zu Chicago gelegen hat, und die Geschichte des Begräbnisses bildet einen äußerst romantischen Anhang zu der in mehr als einer Hinsicht bemerkenswerthen Lebensgeschichte jenes Mannes.

Im November 1868 bestieg Newberry in New York einen nach Havre gehenden Dampfer, um seiner Gattin und seinen zwei Töchtern nachzureisen, die bereits einige Monate zuvor nach Paris gegangen waren. Die Oceanfahrt schien ihm sehr schlecht zu bekommen; schweigsam und mürrisch saß er stets auf dem Verdeck und wies jeden Versuch, auch nur eine Unterhaltung mit ihm anzuknüpfen, zurück. Außer einem New Yorker Mitpassagier wußte daher Niemand auf dem Schiff mehr von ihm, als seinen Namen. Mitten auf der Fahrt starb Newberry plötzlich.

Man weiß, was mit den Leichnamen gewöhnlicher Zweifüßler unter solchen Umständen geschieht: sie werden in ein Stück Segeltuch gewickelt und mit möglichst wenig Ceremonien in die See geworfen. Zu den vielen abergläubischen Vorstellungen der „Theerjacken" gehört auch die, daß ein Leichnam an Bord eines Schiffes demselben stets Unglück bringe. Newberrys Leichnam wollte man ebenfalls auf solche Art begraben. Der erwähnte New Yorker Passagier protestirte hiergegen und theilte dem Capitän mit, daß Newberry eine steinreiche und und sehr „angesehene" Familie hinterlasse, welche keine Unkosten scheuen würde, um den Leichnam in ihren Besitz zu bekommen. „Das wäre schon ganz schön," meinte der Capitän achselzuckend, „aber wir können die Leiche weder einbalsamiren noch sonstwie vor Verwesung schützen." Der Passagier wußte indeß zufällig, daß sich unter der Fracht des Schiffes auch eine Partie Medford-Rum befand, der sich zur Conservirung von Leichen ganz gut eignet. Er ruhte deshalb nicht, bis man ihm ein Faß Rum käuflich überlassen und ihm gestattet hatte, den Leichnam in dasselbe zu stecken.

Sobald der Dampfer in Havre angekommen war, schickte der New Yorker, welcher keine Ahnung davon hatte, daß sich Newberrys Familie in Paris, nur wenige Meilen von seinem derzeitigen Aufenthaltsort befand, das Leichenfaß nach Chicago und schrieb außerdem einen Brief, worin er sich wegen des „unnatürlichen Plans" entschuldigte. Der Brief kam zuerst an und fiel einem gewissen Tinkham, einem alten Freunde der Newberry'schen Familie, in die Hände. Dieser nahm dann auch den „geistigen" Sarg in Empfang, brachte denselben, nachdem er den Inhalt geprüft, in aller Stille in einem Bierwagen nach dem „Graceland Cemetery" und ließ ihn dort auf einer ihm gehörigen Lot versenken. Kein Priester wurde zu dem sonderbaren Begräbniß geholt, und keinerlei Ceremonien fanden statt. Erst auf dem Sterbebette erzählte Tinkham unlängst, wohin die Millionärsleiche gekommen ist.

Hunde für Sträflinge.

In manchen Gegenden von Georgia hat man eine Art von Hunden, die zu den sog. Fuchshunden gehören und seit mehreren Generationen ausschließlich zur Aufspürung von Menschen, namentlich von ausgebrochenen Verbrechern, abgerichtet und verwendet worden sind. Dieselben kommen den berüchtigten Schweißhunden oder Bluthunden völlig an Feinheit des Geruchsinnes gleich, unterscheiden sich von ihnen aber dadurch, daß sie ihr Opfer nie angreifen, sondern nur an der Flucht verhindern, und durch weithin dringendes Gebelle anzeigen, daß sie den Aufenthalt desselben gefunden. Dieser Tage wurde in Oldtown, Ga., ein interessanter Versuch mit einem Rudel dieser Hunde gemacht, indem die Sträflingsaufseher einen der dortigen Sträflinge veranlaßten, auszureißen, und später die Köter ihm nachschickten. Ein Augenzeuge beschreibt dieses Experiment folgendermaßen:

Ein langbeiniger und sehr schnellfüßiger Sträfling wurde für diesen Zweck ausgewählt. Man schärfte ihm ein, so rasch als möglich und mit häufiger Veränderung seiner Richtung durch Feld und Wald zu laufen, — was er denn auch getreulich ausführte. Mir war es, als sei dieser Sträfling für immer verduftet.

Eine Stunde darnach bestiegen wir unser Pferd und machten uns in Begleitung der Hunde auf die Verfolgung. Es war eigenthümlich anzusehen, wie die Hunde auf das dreimalige Blasen eines Kuhhorns von allen Seiten herbeistürzten und ihre Spürjagd ohne Weiteres eröffneten, indem sie mit Windeseile sich in Kreisen vorwärts bewegten und die Nase stets ganz nahe an den Boden hielten.

So ging es längere Zeit. Plötzlich machte einer der größten Hunde Halt, überkugelte sich, drückte die Nase direkt auf die Erde, richtete dann den Kopf in die Höhe, stimmte ein sehr lautes Gebell an und rannte endlich in pfeilgerader Richtung weiter. „Er hat die Spur gefunden," bemerkte unser Führer. Im nächsten Augenblick rannten alle anderen Hunde hinter dem genannten her.

Inzwischen befand sich der Sträfling bereits auf dem Rückwege nach dem Sträflingslager; denn er wollte daselbst anlangen, ehe die Hunde ihn erreicht hätten. Dort angelangt, trat er mitten unter seine Kumpane — die natürlich alle genau so gekleidet waren, wie er — und tauschte zum Ueberfluß noch hastig mit einem derselben die Fußbekleidung aus. Auch machten es sich die übrigen Sträflinge zur Aufgabe, den Pfad, den er zurückgelegt, möglichst auszutreten und nach allen Richtungen zu durchkreuzen. Aber das Alles vermochte die Hunde nicht von ihrem Ziel abzulenken, obwohl es ihre Arbeit bedeutend verlangsamte. Unermüdlich und äußerst sorgsam suchte das Hunderudel, nachdem es das Sträflingslager erreicht hatte, durch die hunderte verschlungener Pfade hindurch den richtigen zu ermitteln, — und es gelang ihm glänzend. Die Meute stürzte plötzlich, wiederum einen Vierfüßer an der Spitze, auf einen Baum zu, wo wirklich die entlaufene Buntjacke Posto gefaßt hatte. Zwanzig Yards von dem Baume blieben die Köter indeß stehen, umzingelten ihr Opfer und stimmten ein entsetzliches Chorgeheul an.

Das Experiment war beendet. Noch nie in meinem Leben ist mir eine solche Hundeleistung vorgekommen.

Verschiedenes.

— Eine Episode aus dem Leben des verstorbenen Oberbürgermeisters von Köln, Becker, hat sich in Weichselmünde zugetragen, wo Becker seine Betheiligung an der Bewegung von 1848 mit Festungshaft büßte. Der Fall wird wie folgt erzählt: Der 33jährige Mann fühlte sich in der Festung nicht sonderlich wohl. Er sann auf Flucht, und der strenge Winter, welcher im Jahre 1853 die Weichsel mit einer starken Eisdecke überzogen hatte, erschien ihm als willkommener Gehilfe bei der Ausführung dieses Planes. Bei einem Spaziergange auf dem Walle der Festung sah Becker am anderen Weichselufer vor dem heutigen „Gasthaus zur Börse" mehrere Lohnkutscher mit ihren Schlitten halten. Schnell glitt er die reichlich mit Schnee bedeckte Böschung herab, sprang von der an jener Stelle sich kaum zu zwölf Fuß erhebenden Mauer und ging dann über die gefrorene Weichsel auf einen der gegenüberstehenden Schlitten zu. Schon saß Becker darin, und der Kutscher wollte eben seine Fahrt beginnen, ohne zu ahnen, daß sein Fahrgast ein Flüchtling sei, als ein Schuhmacher aus Neufahrwasser, welcher den Vorgang von dem anderen Weichselufer mit angesehen hatte, dazwischentrat und noch im letzten Augenblick die Flucht verhinderte. Die Schildwachen wurden schnell alarmirt und der „rothe Becker" mußte den Rest seiner fünfjährigen Festungshaft in Graudenz verbüßen.

— In dem Dresdener Bankgeschäft von Bassenge u. Co. erschien unlängst ein Herr, welcher sich für einen Ingenieur aus Antwerpen ausgab und für 15,000 Mark preußische Staatspapiere kaufte. Diese wurden ihm jedoch nicht ausgehändigt, weil er die Kaufsumme nicht bei sich führte. Der Fremde traf nunmehr die Bestimmung, daß ihm dieselben in seine Privatwohnung, Nr. 24 Reichsstraße, Nachmittags gebracht werden sollten. Dem Ueberbringer, Kassenboten des Bankgeschäfts, suchte er unter allerlei Einwänden die Papiere abzunehmen und hiermit in ein Nebenzimmer zu gehen. Dieser Plan gelang jedoch dank der Vorsicht des Kassenboten nicht, sondern dieser hielt den Fremden fest. Als Letzterer sah, daß sein beabsichtigtes Verbrechen vereitelt sei, gab er die Werthpapiere zurück und erschoß sich unmittelbar darauf. Der Name des Mannes ist noch nicht festgestellt, da er mehrfache, auf verschiedene Personen lautende Legitimationen bei sich führte. Seit dem 5. Dezember d. J. hatte er die betreffende Wohnung gemiethet, in seinem Besitz fand man eine Anzahl Visitenkarten „Jean Ullmann aus New York."

— Großes Aufsehen macht in Neapel der Selbstmord des Fürsten Quarto di Belgiojoso, Hauptmanns im italienischen Generalstabe und Bruders des gleichnamigen italienischen Abgeordneten. Der Fürst, ein noch junger Mann, sollte seine Vermählung mit der Prinzessin D'Avelos Montesarchio, einer berühmten Schönheit, feiern, zu welchem Zwecke die Braut mit ihrer Familie in Neapel eingetroffen und im Hause des genannten Bruders des Fürsten abgestiegen war. Am nächsten Morgen fand man nun den Fürsten todt in seinem Bette: er hatte durch einen Revolverschuß seinem Leben ein Ende gemacht. Derselbe hinterließ weder ein Testament noch sonst ein Schriftstück, dem man etwas über die Motive dieses mysteriösen Selbstmordes hätte entnehmen können.

— Eine entsetzliche Leidensgeschichte erzählte der deutsche Matrose Heinrich Schwenke in Dover bei der Todtenschau über die Leiche des deutschen Matrosen Karl Heidkruger, die in dem Wrack des deutschen Schiffes „Fidelio" unweit Dover gefunden worden war. Schwenke's Aussage zufolge war auf der Höhe von Dungeneß ein unbekannter Dampfer mit dem „Fidelio" zusammengestoßen, in Folge dessen letzterer kenterte, während der unbekannte Dampfer weiter fuhr, ohne sich um das Schicksal der 10 Köpfe zählenden Besatzung des deutschen Schiffes zu kümmern, die sich an den Masten und Sparren festklammerte und stundenlang in der fürchterlichsten Kälte dem Sturm und den Wellen ausgesetzt blieb. Zuerst ließ ein Schiffsjunge seinen Halt fahren und verschwand in der Wassergischt, dann folgte Heidkruger, darauf der Capitän Meyer, und so ertranken nacheinander sieben Mann, bis endlich der auf der Fahrt nach Irland befindliche Dampfer „City of Hamburg" die drei überlebenden Matrosen, darunter Schwenke, rettete und nach Belfast brachte, von wo aus sie nach Dover gebracht wurden, um der Todtenschau beizuwohnen, die nach Feststellung der Identität der Leiche vertagt wurde, um womöglich den Namen des unbekannten Dampfers zu ermitteln.

— In der Nähe von Metz ist ein Agent Namens Bailly verhaftet worden, als er im Begriff war, einem Soldaten vom 12. Fußartillerie-Regiment zur Desertion zu verhelfen. Der saubere Kumpan betrieb dieses Geschäft gewerbsmäßig. Er wiegelte erst einzelne Soldaten auf, half ihnen dann bei der Desertion und überredete sie endlich, nach Tonkin zu gehen, um natürlich für Lieferung dieses Kanonenfutters eine entsprechende Prämie einzuheimsen. Es ist seltsam, daß man in Amerika sowie unter Fremdenlegionen, Matschappy-Truppen u. s. w. so auffallend viele Deutsche trifft, die dem deutschen Heeresdienst entgehen wollen. Eine eigenthümliche Ironie des Schicksals will es, daß gerade diese Unglücklichen, die um irgend einer Kleinigkeit willen, von Uebelwollenden aufgehetzt, ihr Vaterland verließen, in die traurigste Knechtschaft und unter militärische Verhältnisse gerathen, im Vergleich zu denen der deutsche Heeresdienst selbst unter dem brummigsten Unterofficier noch ein paradiesisches Leben ist.

— Die „Deutsch-evangelischen Blätter" erzählen folgenden Mischehe-Fall, der sich in neuester Zeit in einer größeren Stadt der Provinz Sachsen zugetragen haben soll: Ein evangelischer Officier hatte sich kürzlich mit der Tochter eines dortigen ultramontanen Beamten verlobt; der Hochzeitstag war bestimmt, die Gäste eingeladen, die von auswärts Geladenen waren bereits zum Theil eingetroffen. Der Bräutigam hatte auf einer evangelischen Trauung neben der katholischen bestanden, worauf der Schwiegervater eingegangen war; die Verkündigung auf der Kanzel war erfolgt. Da wird die Hochzeit plötzlich abbestellt, und die staunenden Gäste erfahren, daß aus der Feier nichts werden kann, weil der römische Pfarrer sich geweigert zu trauen, falls eine evangelische Trauung folge. Der zum Entscheid angerufene Bischof von Paderborn hatte telegraphirt: „Auf keinen Fall doppelte Trauung". Seitens der Familie der katholischen Braut wurde der Vermittelungsvorschlag gemacht, daß der katholischen Trauung in der Kirche eine evangelische im Hause nachfolgen solle, oder daß nach der katholischen Trauung im Hause eine evangelische Feier, aber ohne Traufragen und Trauformel, folgen solle. Der letztere Vorschlag wurde seitens des evangelischen Divisionspfarrers im Einverständniß mit dem Bräutigam zurückgewiesen. Auf das schließliche Telegramm des Schwiegervaters, daß eine evangelische Trauung nicht stattfinden könne, antwortete der Bräutigam: „Dann sei auch sein Kommen unnöthig."

Sächsische Liebesahnung.

Bald is mersch ze Muthe so nibbernebsch,
Daß ich mechte, weeß Knebbchen, gleich sterben,
Bald bin ich Sie erst, bald bin ich Sie läbb'sch,
Bald thut mei' Gesicht sich verfärben;
Bald sin mer vor Weenen de Ogen ganz naß,
's is ze schlimm, als daß ich's beschriebe;
Nu sagen S' ämal, was is Sie denn das?
Ich globe, das is Sie de Liebe!

Bald scheicht's mich des Nachts embor aus dem Schlaf,
Bald seh' ich Sie kleene Geschbenster,
(Ersch neilich guckte ä' schwarzes Schaf,
Mir schrecklich grinsend, durch's Fenster),
Bald sing' ich so frehlich im grünen Gras:
„Ach, wenn Sie's doch immer so bliebe!"
Nu sagen S' ämal, was is Sie denn das?
Ich globe, das is Sie de Liebe.

Bald schmeckt mer selber der Kaffee nich mehr,
Und wär' er gebraut selbst in Bärne,
Bald betracht' ich, siß schmachtend, den großen Bär
Und ooch noch de anderen Sterne;
Bald schmerzen mich ohne Unterlaß
Alle Glieder, als kriegte ich Hiebe;
Nu sagen S' ämal, was is Sie denn das?
Ich globe, das is Sie die Liebe.

— Eine historische Persönlichkeit dient in aller Stille friedlich als Logenschließer im Königlichen Opernhause zu Berlin. Es ist der ehemalige Sergeant, dessen Gewehr sich am 18. März 1848 zufällig auf dem Schloßplatze entlud und das Signal zum Aufstande gab.

— „Kellner, haben Sie meine sämmtlichen Reiseeffekten in den Wagen gelegt? Koffer, große Tasche und — —" — „Alles in Ordnung." — „Ich habe also ganz bestimmt nichts zurückgelassen?" — „Nicht das geringste, gnädige Frau — nicht einmal ein Trinkgeld!"

— Schauspieler: Es ist Thatsache, daß die Sänger bei ihrem ersten Debut weit weniger vom Lampenfieber befallen werden, als die Schauspieler. Wie kommt das wohl? — Sänger: Sehr einfach. Wir sind von vornherein an den Anblick vieler Köpfe gewöhnt. — Schauspieler: Wie so, Verehrtester? — Sänger: Notenköpfe!

— Erklärlich. Frau Meyer: „Ach, ich hab' heute wieder Leibschmerzen. Sie glauben mir's gar net, mein Magen kann jetzt gar nichts mehr vertragen, und früher hab' ich Schuhnägel essen können!" — Frau Huber: „Ja, schau'n 'S, damit werden 'S Ihna halt auch den Magen verdorben haben!"

— Kurzes Geschäft. Präsident: „Angeklagter, welches ist Ihr Gewerbe?" — Angeklagter: „Ich verkaufe zu Weihnachten Tannenbäumchen!"

— Sentenz. Wenn Deine Frau in einer höheren Töchterschule erzogen wurde, so vergiß nicht, das Conversationslexicon auf die Hochzeitsreise mitzunehmen!

— Nur höflich. Serenissimus: Wie spät ist es jetzt? — Kammerherr: Halb Sechs, wenn königliche Hoheit zu geruhen die Gnade haben!

— A.: Sie wollten mir doch auf den von mir gelieferten Anzug alle Monat 10 Mark abzahlen, und jetzt bekomme ich immer nur 3 Mark. — B.: Ja, sehen Sie, ich ging neulich mit dem Anzug in den Regen und da lief er derartig ein, daß er mir zu klein wurde! Wenn der Anzug beim Einlaufen kleiner wird, na, da werden halt die Ratenzahlungen beim Einlaufen auch kleiner!

— Der Engel. Junger Gatte: Theure Amanda, mein Engel! — Junge Frau: Schöner Engel. Ein Engel hat zwei Flügel und ich habe nicht 'mal ein Pianino.

— In der Stehbierhalle. Herr (zur Buffetdame): Sie haben hier soviel Delikatessen zu liegen. Das Wählen wird einem ordentlich schwer. — Dame: Nehmen Sie kalten Schinken, mein Herr, den kann ich Ihnen wärmstens empfehlen.

— Ausweichende Antwort. Herr Pfarrer, begehe ich eine Sünde, wenn ich zum Tanz gehe? — Liebes Kind, das mußt Du besser wissen, als ich; denn ich bin ja nicht dabei!

— Widerspruch. Fräulein: O, ich weiß, was Sie von mir denken, Sie halten mich für sehr dumm — — Herr: Nun, mein Fräulein, Sie bewiesen eben, daß Sie gar nicht so dumm sind, da Sie meine Gedanken errathen.

— Militärisches. Soldat: Herr Unterofficier, der Gefreite Huber hat mich geschlagen. — Unterofficier: Natürlich, Schafskopf, kann ick denn auch Alles alleene besorgen!

— Eisele: Traurig, daß gerade die Genies so oft käuflich sind. — Beisele: Na, ist doch immer noch besser, als wenn sie gar nicht zu haben wären.

— Offenes Geständniß. „Sagen Sie nur, Frau Wirthin, wie kommt es, daß so wenig Leute bei Ihnen einkehren? Ihr Gasthaus liegt doch am reizendsten Punkte der ganzen Gegend!" „Ja schauen S', dees is so: An' Cichori mögen d' Leut' net und an' ander'n Kaffee mach' ich ihnen net — und da kommen s' halt nacha net."

— Ein angenehmer Arzt. Ein wegen seiner Grobheit stattbekannter Professor der Chirurgie wird zu einem schwerkranken Geizhals berufen. „Herr Doktor", fragt dieser mit schwacher Stimme und ängstlichen Mienen nach der Untersuchung, „wie viel habe ich Ihnen zu bezahlen?" — „Nicht einen Kreuzer!" erwidert der Arzt. — „Ich danke Ihnen!" murmelt der Kranke. — „Ihre Erben werden mich schon honoriren!"

— Die Hinterlassenschaft. Nun, wie geht es Ihnen seit dem Tode Ihrer lieben Frau? — Wie wird mir's gehen? Schlimm genug geht's mir! Meine Frau hat mir mehr hinterlassen, als mir lieb ist! — Was, mehr hinterlassen, als Ihnen lieb ist. Sie scherzen wohl? — Doch nicht! Wissen Sie, meine Frau Schwiegermutter lebt noch, und die ist jetzt zu mir gezogen! — Daß Dich! —

— Was, Herr X. hat sich nach kaum einjähriger Ehe scheiden lassen? — Ja, der Mann war so vernünftig, nicht erst zu warten, bis es zwischen ihm und seiner Frau zu ernstlichen Differenzen käme.

— Wie kommt es doch, daß Du auf einmal eine so reiche Kirschen- und Erbsenernte gemacht hast, früher wurden ja doch fast alle von den Spatzen verzehrt? — Ja, siehst Du, das habe ich sehr schlau angefangen. Als Vogelscheuchen, Knarren, Katzen ꝛc. nichts helfen wollten, baute ich inmitten des Gartens eine Laube. In der sitzt nun meine Schwiegermutter den ganzen Tag zu stricken, und seitdem sie dort haust, wagt kein Vogel sich mehr in den Garten.

— Verweis. Departementschef (früherer Corpsstudent): „Es ist wiederholt Beschwerde darüber geführt worden, daß Sie öfters betrunken gewesen seien; — ein Mann in Ihrer, immerhin hohen, verantwortungsvollen Stellung sollte eben doch etwas mehr — vertragen können!"